

ORGANISIEREN ist ein Schlüsselbegriff im kubanischen Alltag. Er bedeutet: etwas abzweigen, sich etwas verschaffen – fast immer am Rande der Legalität. Zum Beispiel Medikamente aus dem Krankenhaus



ILLEGALIST ÜBERALL

Die drei größten Erfolge der kubanischen Revolution sind Bildung, Gesundheit und Sport. Die drei größten Misserfolge: Frühstück, Mittagessen und Abendessen. Warum trotzdem niemand hungert? Weil es den Schwarzmarkt gibt

FOTOS ▶ HOLLY WILMETH TEXT ▶ MAIK BRANDENBURG

DIE HEISSE WARE ist tiefgefroren, sie kommt direkt aus dem Kühlhaus der Fleischfabrik. Jetzt steht der Karton dampfend in der Mitte des kargen Wohnzimmers, vom Schein einer Neonlampe erhellt. Es ist vier Uhr morgens, doch die vier Männer im Raum zeigen keine Müdigkeit. Sie dürfen keine Zeit verlieren. Die Ware muss gewogen und neu verpackt werden, solange sie gefroren ist. Taut sie, verliert sie an Gewicht.

Es sind Hähnchenschenkel.

Zwei Stunden zuvor sind die Männer hinter einer alten Fleischfabrik zugange gewesen, im Niemandsland zwischen dem Fabrikzaun und den Bahngleisen. Sie haben sich nervös umgeschaut. Es ist nicht leicht, unauffällig auszusehen, wenn man mitten in der Nacht an einem Bahndamm steht und wartet.

Schließlich ist der Zug gekommen. Das Rattern der Eisenbahn war das Zeichen für den Chef des Kühlhauses drinnen in der Fleischfabrik. Er hat das Fenster geöffnet und den

Karton mit den gefrorenen Hähnchenschenkeln herausgeworfen. Der Krach der Waggons hat den Aufprall übertönt. Und noch bevor der Zug vorüber war, sind die Männer wieder verschwunden gewesen.

Vor Tagesanbruch wird ihre heiße kalte Ware bereits beim Kunden sein. Hähnchenschenkel sind in diesen Tagen schwer zu bekommen. Es sei denn, man kennt José.

Es gibt einen Witz auf Kuba, der wie folgt geht: Was sind die drei größten Erfolge der kubanischen Revolution? Bildung, Gesundheit und Sport. Und die drei größten Misserfolge? Frühstück, Mittagessen und Abendessen.

Denn 50 Jahre nach dem Triumph der Revolution steckt Kuba in einer permanenten Versorgungskrise. Zwar hat jeder Kubaner Anrecht auf extrem vergünstigten Reis, Zucker, Bohnen und ein Grundgehalt, aber weil das nicht reicht, ist eine Schattenwirtschaft entstanden, die sicherstellt, dass trotz sozialistischer Planwirtschaft niemand hungern muss. Sie hat ein Berufsbild hervorgebracht, das es eigentlich gar nicht geben dürfte: den Beschaffer. Der Beschaffer kann alles besorgen, was es eigentlich nicht gibt. Er ist schlau und schnell, er liebt seine Freunde und fürchtet seine Feinde. Er lebt gern gut, aber er ist nicht gierig: Er weiß, wann Geben

seliger ist als Nehmen. Der Beschaffer verfügt über soziales Talent und Mut, Skrupellosigkeit und manchmal ein großes Herz. Ein neuer Mensch. Meistens ohne Nachnamen.

Einer wie José.

E S IST FÜNF UHR, und José zündet sich eine Zigarette an. Er braut sich einen *cafecito*, einen starken Kaffee. Seine Freunde, die Hühnerdiebe – „meine sozialistische Brigade“ –, sind nach Hause gegangen. Doch José's Schicht hat gerade erst begonnen. Vorsichtig öffnet er die Tür. Luyanó, ein Stadtteil südlich vom Zentrum Havannas, liegt noch im Schlaf.

Eine breite Straße führt an José's Haus vorbei, die Menschen nennen sie „Calle Bermuda“: Ganze Lastwagen sollen schon in ihren Löchern verschwunden sein. Selbst jetzt, wenn kein Verkehr über die Straße rollt, stinkt es nach uralten Autos und bleischweren Abgasen; es stinkt nach dem Öl, das aus Oldtimern leckt. Der Mief mischt sich mit Kaffeeduft. Er kommt von den Frühaufstehern, die ihre Bohnen in Pfannen rösten. Der Geruch streicht wie ein Trost über die brüchigen Fassaden, über die Säulen, die Balkone, über kunstvoll geschmiedete Gitter vor den Fenstern. Und über die flachen Dächer, auf denen Lebensmittel, Baumaterial, Ersatzteile lagern; es sind die Tresore der Familien. Auch die Terrassen vor den Türen sind mit Gittern verriegelt. Hinter einigen sind Autos geparkt, hinter anderen grunzen Schweine.

José schaut sich um. Es ist die stillste Stunde des Tages: jene, in der die Katzen müde zwischen die Spalten der eng stehenden Häuser gekrochen sind. Kein Polizist ist zu sehen. José atmet durch, er schnappt sich eine leere Tasche.

Ohne anzuklopfen geht er ins Nachbarhaus. Aus einer Kühltruhe holt er einen Packen Rindfleisch. An einer anderen Tür reicht ihm jemand wortlos eine lange Wurst heraus.

José geht schnell, er ist ein drahtiger, nimmermüder Mann von 50 Jahren und mit hellbrauner Hautfarbe. Als Kind trug er Wasser aus, die Stockwerke hinauf mit schweren Kanistern. Vor der Schule verdiente er so ein paar Pesos für die Familie. Seine Mutter, eine weiße Tänzerin, starb früh. Sein Vater war ein schwarzer Boxer, der irgendwann verschwand. José wuchs schließlich in einem Waisenhaus auf. Seinen Nachnamen – nennen wir ihn Ramirez – trugen alle Kinder, die mit ihm auf demselben Flur lebten. „Einen Stock tiefer hießen alle Gómez.“

Von seiner Mutter, sagt José, habe er das gute Herz, von seinem Vater die Energie. Als Soldat kämpfte er in Angola; daher, sagt er, habe er seinen Mut. Seine Brille hat er aus der DDR, wo er Agrarwirtschaft studierte. Einen Schnauzbart ließ er sich wachsen, weil das Vertrauen bringen soll.

Nun ist José die Spinne in einem mühsam geknüpften Netz aus Beziehungen. Die Fäden des Netzes sind die Warenströme, die durch José's flinke Hände fließen. Da sind auf der einen Seite die Verkäufer, überall im Viertel: „Fifo hat die

Zigaretten, Marke Hollywood. Sein Sohn arbeitet in der Zigarettenfabrik, du verstehst?“ Carmen gegenüber liefert Kleider und Leggings aus Panama. Eine italienische Stewardess besorgt ihr die Sachen. Marina ist die beste Adresse für Kaffeepulver, Raúl vertreibt Kacheln, Gordo Benzin und Angel besten Zement.

José kann Dinge beschaffen, die es auf *libreta*, das Rationierungsbüchlein, schon lang nicht mehr gibt: Babywindeln. Würste, die überwiegend Fleisch enthalten. Waschmittel, das nicht klumpt.

Als José's Tasche voll ist an diesem Morgen, beginnt der zweite Teil des Rundgangs: der Verkauf. Wieder geht er von Tür zu Tür. Leise klopft er an, manchmal öffnen sich die Türen von allein. Hin und wieder flüstert ihm jemand eine Bestellung ins Ohr. „In Ordnung“, murmelt José dann, „kriegst du morgen.“ Nie nimmt er bei Touren, auf denen er Ware dabei hat, Geld an. „Erwischt man uns, können wir sagen, es war ein Geschenk.“ Bezahlt wird später.

A LS ES HELL WIRD, macht sich José auf den Rückweg. Um halb acht muss er zu Hause sein: Dann beginnen die Streifenpolizisten ihre Runden zu drehen. Kurz bevor José sein Ziel erreicht, nähert sich ein Mann mit Handkarren. Er sieht besorgt aus. Er habe gehört, dass die Hauptstraße, die „Calle Bermuda“, geflickt werden soll. Es wäre, meint er, das Ende seines Geschäfts. Er verkauft Süßigkeiten an vorbeifahrende Autobesitzer und lebt davon, dass diese wegen der Schlaglöcher nur im Schrittempo vorankommen.

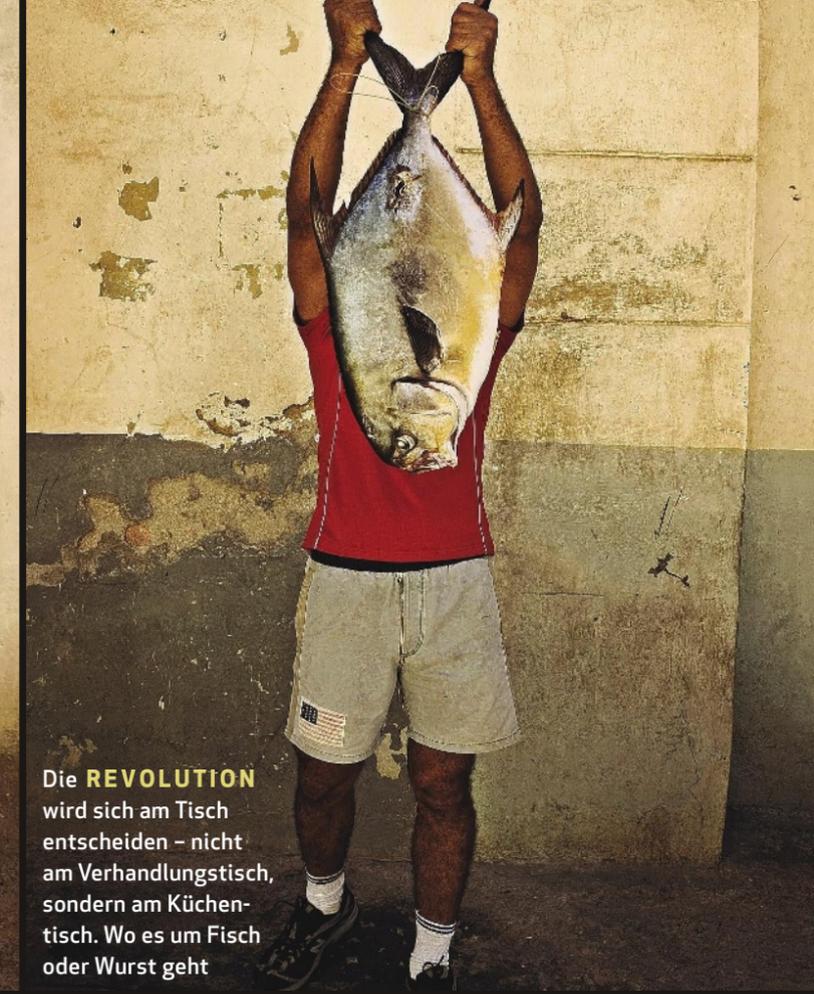
Ein ganzer Wirtschaftszweig lebt von der „Calle Bermuda“: Auch die Schwarzarbeiter-Baubrigade des Viertels, deren Kies direkt von der Straße stammt. Er wurde aus den Löchern geschippt, die während der Regengüsse voll Schlamm laufen. Gesiebt lässt sich der lukrative Dreck gut verarbeiten.

Ob es stimme, dass die „Calle Bermuda“ repariert werden soll, will der Bonbonverkäufer wissen. „He“, beruhigt José den Mann, „wann ist das letzte Mal etwas repariert worden in Luyanó?“ Beide lachen.

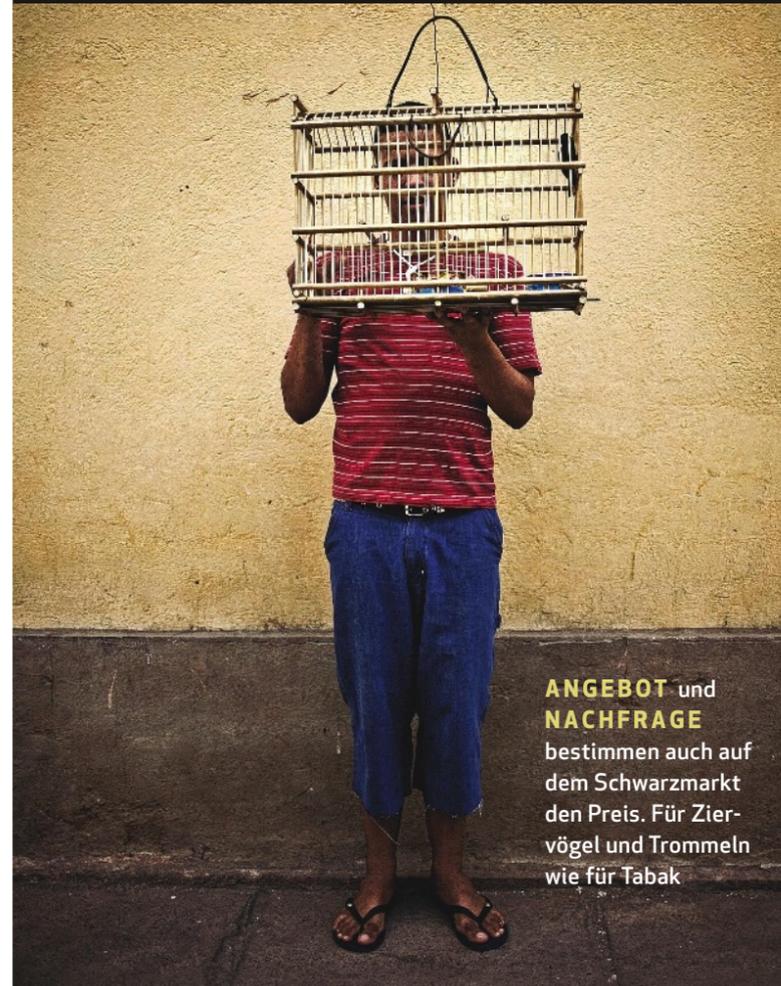
Zu Hause lässt sich José auf einen Drahtstuhl sinken. Sein Wohnzimmer ist so kahl wie seit Jahren nicht mehr. José hat schwere Zeiten hinter sich: Vor ein paar Monaten begannen unbekannte Gestalten um sein Haus zu schleichen. Standen wie zufällig an der Ecke, als er morgens auf die Straße trat. Wochenlang hat er sein Geschäft ruhen lassen müssen. Um sich die Dinge des täglichen Bedarfs leisten zu können, verkaufte er nach und nach seine Wohnungseinrichtung: die Möbel, dann die Stereoanlage, schließlich sogar das Fernsehgerät. Und die elektrische Pumpe seiner Klospülung.

Schließlich beschloss José, seine Ware, die er früher einfach in seinem Kühlschrank verwahrte, auszulagern. Er verteilte seinen Bestand auf viele Häuser. Diese Nachbarschaftshilfe sichert ihm die Verschwiegenheit vieler in die Geschäfte

→



Die **REVOLUTION** wird sich am Tisch entscheiden – nicht am Verhandlungstisch, sondern am Küchentisch. Wo es um Fisch oder Wurst geht



ANGEBOT und **NACHFRAGE** bestimmen auch auf dem Schwarzmarkt den Preis. Für Ziervögel und Trommeln wie für Tabak



involvierter Bewohner. Was wichtig ist, denn die Strafen für Schwarzhandel können drastisch sein; sie reichen von hohen Bußgeldern bis hin zu mehrjährigen Gefängnisaufenthalten. Und endlich waren die Männer vor Josés Tür auch wieder verschwunden.

SEIT JAHREN führt der Schwarzmarkt die kubanische Wirtschaft in einen Teufelskreis: Je weniger in den staatlichen Lebensmittelläden ankommt, umso besser laufen die Geschäfte auf dem Schwarzmarkt. Umso mehr wird wiederum aus den staatlichen Läden gestohlen – was zu weiteren Engpässen führt. Analysten schätzen, dass gegenwärtig schon 50 Prozent der Konsumgüter auf dem Schwarzmarkt umgesetzt werden.

Trotzdem ist es fraglich, ob die Regierung den Sumpf wirklich trockenlegen will; auch wenn nach den Hurrikanen 2008 etliche Schwarzhändler verhaftet worden sind. José glaubt keine Sekunde, dass sein Geschäft den Behörden unbekannt ist. „Der Staat braucht uns“, sagt er, „er weiß, ohne uns verhungert das Volk.“ Der Schwarzmarkt dient der sozialen Kontrolle: Er hilft, die Versorgung zu sichern, wenn die Waren auf Rationierungsbuch wieder einmal zu spät oder gar nicht geliefert werden. Und er hält die Menschen in Angst: Weil jeder auf irgendeine Art und Weise am illegalen Handel teilnimmt, stehen alle mit einem Bein im Gefängnis.

So ernährt sich das kubanische Volk längst nach den Gesetzen der Marktwirtschaft, nach Angebot und Nachfrage. Auch wenn auf den bröckelnden Fassaden noch „Sozialismus oder Tod“ gepinselt steht oder: „Wir werden siegen!“

„Das“, sagt José, „glauben nicht mal mehr die Kinder.“

Auch die Alten zweifeln. Oder sie verzweifeln. Evangelina etwa. Josés Nachbarin war lange Zeit der größte Unsicherheitsfaktor in seinem Leben: Sie ist die Vorsitzende des lokalen CDR. Die Comités de Defensa de la Revolución sind die nachbarschaftlichen Überwachungsvereine (siehe Seite 70). Eigentlich müsste Evangelina Josés dunkle Bestände melden. Doch ihr revolutionärer Geist hat gelitten. Die 70-Jährige will nicht darüber reden, wie sie ihre Ideale verlor, die sie einst als Lehrerin an der Parteischule beschwor. Sie muss es auch nicht, das Schwarze Brett im Flur ihres Hauses sagt alles: Fotos von Raúl und Fidel Castro hängen dort, ausgebleicht, zerrissen, lieblos aus einer Zeitung geschnitten. Die Schrift, die einen „55. Jahrestag“ preist, ist verwittert. Es ist nicht mehr zu erkennen, was gefeiert wurde. Und die gemalte Flagge Kubas hängt herab, Evangelina macht sich nicht die Mühe, sie wieder aufzurichten. Evangelina hält die Fahne nicht mehr hoch.

Ihre Tochter ist in die USA ausgewandert, ein Sohn verdient als Nachtwächter eines Hotels an jenen Touristen, die ihre kubanische Freundin mit aufs Zimmer nehmen wollen. Ihr Mann trifft sich abends im „Kreis der Großväter“, der aus

alten Revolutionären besteht, die noch gegen den Diktator Batista gekämpft haben. „Erst“, sagt José, „reden sie über ihre Heldentaten. Danach verkaufen sie heimlich ihre Sonderrationen Milch.“

Ihre Kinder haben Evangelina eine Gefriertruhe geschenkt, die sie an José vermietet. Nirgendwo sind seine Vorräte sicherer. Er gibt ihr eine gute Provision, Evangelina leistet sich Schnaps dafür; sie ist Alkoholikerin. Manchmal entzündet sie eine Kerze vor einem Porträt des Máximo Líder in ihrer Stube. Wie ein Heilsbringer im Kampfanzug blickt Fidel Castro auf ein grünes Tal. Glaubt sie noch an ihn? „Ich glaube, dass ich glücklich war, als wir alle noch wenig hatten“, sagt Evangelina. Sie meint die Zeit, in der es noch keine harte Währung gab und jedermann auf Rationierung lebte. Es war die Zeit, als vor allem Ideale und Idole das Volk ernährten.

Jetzt, sagt die dialektisch geschulte Evangelina verbittert, haben wir neben einer doppelten Währung auch eine Doppelmoral.

JOSÉ WEISS NICHT, über die Alte bedauern soll. „Sie war ein ideologischer Kläffer. Alle hatten Angst vor ihr.“ Hatte sie ihn womöglich verpiffen? Hat sie ihm die Polizei auf den Hals gehetzt? José schüttelt sich, blickt sich in seiner leeren Wohnung um. Er sei Opfer seines eigenen Erfolgs geworden, sagt er. Sein Unglück sei es gewesen, dass er zu beliebt geworden war. Die Leute nannten ihn den „König von Luyanó“. Das ging ja noch. „Aber dann nannten sie mich auch noch *alcalde*, Bürgermeister“, sagt José. Damit, so glaubt er, habe der Ärger mit der Polizei begonnen.

Denn „Bürgermeister“ ist politisch. „Ich wurde nicht von der Partei in das Amt eingesetzt, ich bin sozusagen gewählt“, sagt José. Die Befragungen auf dem Revier, die lungernden Männer vor seinem Haus, das alles sei bloße Einschüchterung. „Sie geben mir zu verstehen: ‚Pass auf, wir sind auch noch da!‘“

Und dann stehen sie tatsächlich in seinem Haus. Zwei uniformierte Polizisten, die ihre Sonnenbrillen in den Händen drehen. Sie reden leise mit José.

Eine neue Vorladung aufs Revier?

„Sie wollen, dass ich ihnen morgen bei meinem Rundgang ein paar Ersatzteile für ihren Streifenwagen bringe.“

Aber ist das keine Falle?

José stutzt. „Ach was“, sagt er dann lachend, „die beiden sind Stammkunden.“ ■

Den von ihr fotografierten Kubanern hat **Holly Wilmeth**, 31, Anonymität zugesichert. Autor **Maik Brandenburg**, 46, weiß seit seinen Recherchen, warum es vorrangiges Ziel eines kubanischen Vorgesetzten sein muss, nicht bestohlen zu werden.

GUTE DECKUNG ist die wichtigste Voraussetzung für alle, die auf dem Schwarzmarkt Waren anbieten (oder ihre Dienstleistung als Musiker): Wer auffällt, riskiert hohe Strafen

